

München.

# Allgemeine Zeitung.

Erscheint einmal wöchentlich, in Verbindung damit die  
**Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.**

Die Allgemeine Zeitung kostet mit der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik monatlich 1 Mark 50 Pfg., durch die Post bezogen 2 Mark, bucht unter Streifband monatlich 2 Mark 45 Pfg., ins Ausland 2 Mark 70 Pfg. Die Hauptexpedition, Bayerstr. 57, alle Buchhandlungen, Zeitungsvereditionen und Postämter sowie die Filialen von August Scherl G. m. b. H. nehmen Bestellungen entgegen.



Inseratenpreise: Allgemeine Zeitung die viergepaltene Nonpareillezeile 50 Pfg., Reklamzeile 1 Mark 50 Pfg.; Internationale Wochenschrift für Kunst und Technik 50 Pfg. die dreigeipaltene Nonpareillezeile. Inserate nehmen entgegen die Hauptexpedition München, Bayerstr. 57, und alle Annoncen-Expeditionen, ferner für Oesterreich-Ungarn unsere Generalvertretung in Wien VII, Schönbrunner Strasse 48 (Richard Jahn).

Expeditionen: München, Bayerstraße 57. Berlin SW, Zimmerstraße 36-41.

Nummer 8.

München, Samstag, 20. Februar 1909.

112. Jahrgang.

## Inhalt:

	Seite		Seite		Seite
Wochenschau . . . . .	163	Die Deszendenztheorie und die Embryonenbilder. Eine Kundgebung von Professoren der Anatomie und Zoologie . . . . .	175	Der Röntgentrebs. Von Spectator medicus . . .	181
Zeitgeschichtlicher Kalender . . . . .	165	Braß contra Haedel. Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Roug . . . . .	175	Richard Strauß' „Elektra“. Von L. Frhrn. v. Mensi . . . . .	182
Leitartikel:				Münchener Konzerte. Von Dr. Eduard Wahl . . .	182
Sechs Jahre Behner. . . . .	165	<b>Feuilleton:</b>		<b>Bücheranzeigen:</b>	
Eisenbahnen unter dem Meere . . . . .	166	Kant und die Moderne. Von Samuel Lublinski . . . . .	175	Otto Falkenberg: Schillers Dramaturgie . . .	182
<b>Spezialartikel:</b>		Das Kunsthandwerk in der Literatur. Von Walter Bloem . . . . .	177	Georg Vill: Hans Fugger und die Kunst . . .	183
Der Darwinismus in der Vergangenheit und Zukunft. Von Wirtl. Geheimrat Professor Dr. August Weismann . . . . .	168	Kirche und Karneval. Von Kaethe Helmar . . .	178	Christiane Gräfin Thun-Salm: Der Hauslehrer und andere Novellen . . . . .	183
Zur Würdigung von A. Weismann. Von Professor Dr. L. Plate . . . . .	170	<b>Mitteilungen:</b>		F. W. Dostojewski: Das Gut Stepan'schitowo . . .	183
Genügt unser Schutß vor verbrecherischen Geisteskranken? Von Professor Dr. Weygandt, Direktor der Hamburger Staatsirrenanstalt . . .	171	Musikpädagogische Bildungsziele. Von Professor Laver Scharwenka . . . . .	179	<b>Hochschulnachrichten . . . . .</b>	183
<b>Aus der Redaktionskorrespondenz:</b>		Catulle Mendès. Von Dr. Rudolph Lothar . . .	180	<b>Aus dem wirtschaftlichen Leben:</b>	
Ernst Haedel und die Wissenschaften. Von Dr. August Forel . . . . .	173	Das Balkaninstitut. Von Dr. Albrecht Wirth . . .	180	Die Eisenzölle im neuen französischen Zolltarif. Von Dr. C. Haenig . . . . .	184
		Fleißige Geschichtsprofessoren. Von Historicus . . .	181	<b>Handelszeitung . . . . .</b>	184

aus allen Schuhschellen her, und nun hebt der Pfaffenstanz an, daß das Ohr zerschlingt:

Oriculis partibus  
Adventavit asinus,  
Palcher et foetissimus,  
Sarcinis aptissimus,  
Hé, sire Ane, hé!

Mit jählicher Hürsfurze wurde der Heil des Tages trocknet. Zwischen den Jeronimen gab man ihm reichlich zu freßen und zu saufen. Und nicht nur er aß und ließ sich so gut schmecken. Vor dem Altar, auf den Messopfersteinen breiteten sich in buntem Durcheinander geröstete Blutwürste und saßige Brühwürste aus. Dem Chor herab künne ein verrücktes Pfeilschüttern; im Schiff gestikulerte man und tobte, als ob die Kirche ein wildes Vergnügungsalcal wäre. Statt der orientalischen Speereien atmete man die Däse, die dem verkohlenen Schuhschellen verströmten.

Nach einer solchen Narrenmesse, die die Parodie der heiligen Handlung bis zu der Erteilung des apostolischen Segens durch den Pseudogeistlichen zu treiben wagte, ergoß sich das Narrenvolk über die Straßen. Grinste die Prozessionen, zu Fuß, zu Wagen, stießen aufeinander und begrüßten mit parodistischen Schimpfungen den Narrenpapst, zu welcher Kirche man den höchsten, Verrufensten oder auch den Blühigsten avancieren ließ.

Die Subdiakonenseite, die in Frankreich Päre des Saeculi (Stolz)Diacois genannt wurden, bestanden in Haussügen und Maskeraden, an denen weltliche und geistliche Personen teilnahmen. Unter vielen überhöhten Jeronimen wurde vorher von den Priestern in den Kathedraalkirchen ein Narrenbischof oder Narrenerzbischof gewählt, der mit großem Pomp zur Kirche geleitet wurde. Die verummanteten Geistlichen betreten den Chor mit Tänzen und Sprüngen und sangen gemeine Lieder. Nach der Messe erlaubten sie sich die größten Ausschweifungen und trieben es so toll, daß das Best im Konzil von Toledo (529) verbotener wurde. In der griechischen Kirche wurde es im 10. Jahrhundert eingeführt und hielt sich noch zwei Jahrhunderte, wie aus den Sagen des Patriarchen Balsamon hervorgeht.

Die meisten jeugösischen Großstädte hatten ihre Narrenkollegien. In Arras z. B. nannte man diesen Verein die „Muschelkappe“. Besonders am 1. Mai, dem heiligen Michaelstage, ging's da lustig zu. Die Priester zogen sich ihre Kullen verkehrt an, legten sich Blümenkränze auf und bewarfen sich mit Meie und mit Stäben, die man „Maulbrecher“ nannte.

In Dijon hieß eine solche Gesellschaft der Feigen, Wädsche und hohe Beamte angehörten, die „Narrenmutter (mère folle)“.

Besonders bekannt waren die Cornards von Rouen. Der Verein bestand aus Kerlern, zu denen sich auch ein paar weltliche Späßbolgel gesellen. Als Abzeichen trugen sie einen Haischwanz an der Koppe und an Stelle der Halsbinde einen getriebenen Fuchschwanz. Alle Jahre wählten sie einen Abt, der ein prächtiges Ornat bekam und am Sonntag der Fastenwoche und den übrigen Karnesaltagen im vierpännigen Wagen durch die Straßen von Rouen gefahren wurde. Die Cornards hatten laut Befehl des Parlaments der Normandie das ausschließliche Recht, sich in Rouen zu maskieren und Fremden gegen Bezahlung daselbe zu gestatten. Keiner war vor ihrem Spott sicher. Alle Schwächen und Lächerlichkeiten brachten sie ans Licht.

Allmählich zog sich aber die Kirche mehr und mehr von den Narrenfesten zurück. Die Zeit der Reformation war dem Narrenvolk nicht günstig. Es kam der Kähernüllwuch der kirchlichen Narrenfeste. Und sie verschwand, als hätten sie nie existiert.

### Mitteilungen.

**Musikpädagogische Bildungsziele.** Unsere Zeit ist eine bildungsstrebende, bildungsfreundige. Auf allen Gebieten des Wissens, der Schule, des Gewerbes regt es sich, überall werden erhöhte Anforderungen gestellt, Fortbildungsschulen, Fortbildungskurse, Fortentwürfe ins Leben gerufen, die Lehrer der Volksschule streben den wissenschaftlichen Fortschritten zu, eine Reform des preussischen höheren Mädchenschulwesens, die einen Umkehrung der gesamten Frauenbildung im Gefolge haben wird, steht vor der Tür. Dieser, auch dem unbefangenen Beobachter offenbaren, ist die Augen springenden Tatsache gegenüber ist es eine auffallende Erscheinung, daß sich der Musiklehrer

kaum zu der allgemeinen Aufstrebungsbewegung bis wie kurzum noch passiv verhält, ja, daß ihm im großen und ganzen auch jetzt noch nicht einmal die Erkenntnis von der Notwendigkeit erweiterter Bildung aufgegangen ist. Ringsum ihn ringt und beengt es aufwärts, der Staat fordert für bestimmte Berufszweige das Zeugnis der Berechtigung zum Einschleichen der höheren Bildung, der Staat hat auch den Frauenberufen starke Missetat vorgezogen — abgesehen von der wissenschaftlichen Lehrerin fordert er für alle technischen und gewerblichen Fächer, für die Bureaubeamtin, Post, Telegraphie, die voll absolvierte höhere Mädchenschule.

Überdies stand der Musiklehrer noch bis vor kurzem in dieser Beziehung, er war geist, denn sein Beruf ist frei, keine Zensur, kein Gesetz hindert den Unterricht, hier kann jeder lehren, der sich selbst dazu autorisiert, der es versteht, sich auf diese oder jene Weise das Vertrauen des oft recht unerkennenden Publikums zu erwerben. Warum also mit unruiger Bildung sich belassen? Aber die Folgen dieser Freiheit, dieser Schrankenlosigkeit?

Es ist kein Wunder, wenn wir den Stand von einer unerschütterlich großen Zahl unzähliger Elemente durchsehen finden, wenn sich Unkenntnis, Unbildung, leichtester Dilettantismus, unheimliche Keltams breit machen, wenn man täglich sieht, daß den wenigen Guten, Tüchtigen, Strebsamen durch das Proletariat der Weg versperrt wird. Alle diese unzulässigen Elemente haben aber auch dazu beigetragen, das Ansehen des gesamten Standes schwer zu schädigen — die Mangellage des Musiklehrers ist gesellschaftlich im Durchschnitt sehr gering bewertet.

Einsichtige Vorgesetzten haben diese Schäden seit langem erkannt und auf Abhilfe gekannt. Wiederholt wurden Festhalten an dem preussischen Staat geübt, den Musikunterricht, gleich den anderen Unterrichtszweigen zu schätzen, formliche Prüfungen einzurichten, Befähigungsnachweise von den Lehrern der Musikbildungszustellen zu fordern — noch verhalten die Bienen; der Staat steht ihnen, wenn auch wohlwollend, so doch noch abwartend gegenüber. So blieb dem Musiklehrer, denen die Würde ihres Standes am Herzen lag, zunächst nur der Weg der Selbsthilfe übrig.

Von dem Grundgedanken getrieben, daß es zur Befreiung der angehenden Zustände, zur Erhebung aus dem heutigen Tiefstande nur ein Mittel gibt: die Ausbildung des Musiklehrers wissenschaftlich und musikalisch auf eine andere, höhere Basis zu stellen, trat im Jahre 1903 ein Kreis von Berufsgenossen unter dem Namen „Musikpädagogischer Verband“ zusammen, sich anzuschließen, Hilfe zu schaffen. Seine erste Aufgabe galt der Umgestaltung und Neuordnung von Seminaren an den Kaiserhöfen zur Ausbildung von Musiklehrern und Schreibern. Die Grundzüge sind folgende: Der Eintritt in das Seminar ist an ein bestimmtes Alter gebunden — mindestens 16 Jahre für das Instrumentale, 21 Jahre für das Vokalfach — Forderung einer bestimmten allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, für den Schüler die voll absolvierte höhere Mädchenschule. Studiendauer 3 Jahre bei genau fixierten, maßhaltigen Vorkenntnissen. Das Studium umfaßt, außer dem Spezialfach (Klavier, Violin, Orgel usw.) Pädagogik, Methodik, Harmonielehre, Kirchengesang und Musik. Nach vollständigem Studium wird eine Prüfung nach aufgestellter Prüfungsordnung vor einkreisener Prüfungskommission abgelegt. Zur Prüfung wird ein größerer Aufsatz verlangt, bei der Prüfung: Musikarbeiten methodischen und theoretischen Inhalts, Probeleistungen; außerdem findet eine eingehende mündliche Prüfung in fremdsprachigen angeordneten Disziplinen statt. Nach gut bestandener Prüfung erhält der Schüler das Zeugnis und das Diplom des Musikpädagogischen Verbandes. Trotz dieser durchaus nicht leichten Anforderungen und der völlig neuen Organisation setzte sich der Grundgedanke schneller als erwartet in die Tat um. Der Boden war überall von Keimkräften erfüllt und der Arbeit der Bestimmungsgenossen, die die Befreiung erschuln, kam unere fernfreudige, bildungsstrebende Jugend entgegen, die voll Eifer an die neuen Aufgaben herantrat. Aber Kämpfe und Schwierigkeiten ließen den jungen Verbände nicht erspart.

Eine private Vereinigung wolle es wagen, in die so begabte, hochtalentvolle Domäne des Musikunterrichts, die jedem Schiffsbrüchigen, jedem im Leben Entgleitenen bisher nach Belieben Einlaß gewährt, neue, unerhörte Aufbaumungen hinzuzufügen? Verschriften über Vorbildung und Studien anzustellen? Wozu diese Mängel von wissenschaftlichen und musikalischen Kenntnissen? Kann der Musiklehrer seinen Schülern Kinderstücke und Lieder nicht ohne Kenntnis von Fremdsprachen, von Vokaltechnik und dergleichen beibringen? Er lehrt doch eine „Kunst“, rühmt sich selbst ein „Künstler“ zu sein. Erzählt nicht die Geschichte von großen „Künstlern“, die ohne oder mit geringen Schulkenntnissen es gar so herrlich weit gebracht?

Diese und ähnliche Opponenten verzeihen, daß der Musikpädagogische Verband nicht den Virtuosen, den ausübenden Künstler im Auge hat — ihn wird sein Genius schon zu dem Höheren

fragen — obwohl der ungeübte Sänger oder Instrumentalist in unserer heutigen Zeit gleichfalls eine recht traurige Rolle in der Gesellschaft spielt — der Herrschende denkt an den Kunstlehrer, berufen, die reiche und lauterste Kunst und „ihre Rechte“ zu schützen, zu hüten und weiter zu verbreiten. Dazu gehört Wissen und Verstand, das Verständnis ihrer wahren Pflege, das nur durch sorgfältige, vielseitige Schulung erreicht werden kann. Solche Hüter und Wächter des Heiligthums der Kunst und ihrer Lehre heranzuziehen, ist die vornehmste Aufgabe des Verbandes.

Da die Hauptschwierigkeit seiner bisherigen Thätigkeit gemeist in der Förderung der wissenschaftlichen Vorbildung lag, so wird er demnach einen Appell an die Eltern und die Jugendbildner erlassen. Bei der Ausbildung der jungen Männer war es schon immer selbstverständlich, daß der längere oder kürzere Schulbesuch von der Frage des künftigen Lebensberufes abhängig war. Seit Jahrzehnten ist diese Frage auch hinsichtlich des Besuchs der Mädchenschulen aktuell geworden. Diejenigen jungen Mädchen, deren Zukunft von der zeitlichen Lage ihrer Eltern abhängig ist, aber auch diejenigen, deren innerer Drang und Befähigung sie zur Betheiligung an den Kulturaufgaben treibt, erfahren es von ihren Schulverwehern oder auf anderem Wege, welche Vorbedingungen zu diesem oder jenem Beruf gestellt sind. Sie werden sie sicher erfüllen, denn — das sei die Erlaubnis — zu einem gewissen Ziel findet sich noch immer der Weg, finden sich Zeit, Kraft und Mittel.

Wenn das junge Mädchen wohl, zur Lehrerin, wissenschaftlich, technisch oder gewerblich, nach die höhere Mädchenschule absolviert hat, so wird die Schule durchgemacht, oder dem Zukunftsplan müßte von vornherein entsagt werden; wenn Neigung und Liebe die Schülerin zur Musik treiben und sie hört, zur tüchtigen Musiklehrerin gehört die gleiche Vorbildung; warum sollte sie nicht auch in diesem Fall den Schulbesuch bis zu dem geforderten Abschluß führen? Es kommt nur darauf an, daß der Wächter sich durchsetzt und das die jungen Mädchen zur Erkenntnis ihrer Klüderwertigkeit gelangen, wenn sie bezüglich der allgemeinen Bildung unter den Kolleginnen anderer Berufsweg wählen.

Der Musikpädagogische Verband und sein Vorstand legt seine Hoffnung auf die heutige Jugend, sie sehe im Vordertreffen der Kunstdarstellung; möchten nur Eltern und Lehrer stehend und helfend eingreifen! Denn, wie schon oben erwähnt: trotz der angeführten Schwierigkeiten hat die Bewegung, die der Vorstand vor fünf Jahren eingeleitet, weite Kreise gezogen und tiefere Wurzeln geschlagen, als Heimgärtlinge und Zoglinge sich träumen lassen. Auch die Colung der Kunst heißt heute „Fortschritt“. Eine kürzlich stangehabte Anquette unter seinen Mitgliedern ergab ein erfreuendes und ermutigendes Resultat: zahlreicher, als gedacht, sind die Stätten, an denen heute im Sinne des Verbandes gearbeitet wird; viel größer aber noch die Zahl der im Sinne der Rechnungsordnung studierenden Jugend.

Darum also mutig und unentwegt vorwärts auf der eingeschlagenen Bahn; kein Engpaß soll den Vorstand behindern, und jeder Tadel, der die Organisation trifft, nur dazu dienen, daß er sein junges Werk zu bessern sucht. Unerschrocken bündelt liegt ihm sein Wunsch, seine Hoffnung &c. die Bestgefinnten für sich zu gewinnen zu gemeinsamen Tun, unserer Kunst zur Erhebung, zum Gewinn!

Berlin.

Professor Axel Scharwenka.

gewisse Bestimmung lauter, wie nie gebührende, nie verlässliche Sinnenkraft.

Mendès lebte das Theater, lebte die Frauen, aber vielleicht mehr als beide liebte er den schönen Vers. Er schwang im Rhythmus der Sprache, er wühlte mit beiden Händen, mit der Waldtrunkenheit eines Weichselles, der gleichzeitig ein Verschwander ist, in den Juwelenreichen der prunkenden, prächtigen, glänzenden, blühenden und funkelnenden Worte. Die alle echten Schmeichler war er ein Verschwander des Reichtums und der Schönheit. Darin lag der Reiz seiner Kunst. Er hüllte die Gestalten, die er schuf in die wunderbaren Wortgewebe, er konnte sich nicht genug tun, diese Gewebe mit den kunstvollsten Bildern zu befüllen, sie mit Kostbarkeiten zu überladen. Die Schmeichler verband ihn auch mit der romanischen Schule, aber die Romanik Mendès war doch sehr verschieden von der Romanik Hugo's. Victor Hugo war ein Romaniker der Lat. Mendès ein Romaniker des Wortes. Im Drama, zu dem es ihn immer wieder zog, war die Handlung stets der schwächste Teil. Und von seinen Dramen hat nur eines große Lebenskraft bezogen: „La femme de Taharin“, die Urform der „Fuglacci“. Seine vielen anderen Stücke sind über Frankreich nicht hinausgebrungen, sie sind alle interessant, viele geistvoll, barock und lapidär, aber eine Ueberhebung würde den farbenprächtigen Mantel der Sprache seines Glanzes und damit seiner Schönheit berauben. So schwach die Erfindung Mendès im Drama ist, so unerträglich ist sie in der Novelle. Seine zahllosen Geschichten und Geschichten mit ihrer mühsigen weltweisen Erzählung sehen die italienischen Novellisten aus dem Stamme des lockeren Florentiners auf das glücklichste fort. Und neben ihrer amütsigen Schamkeit, die oft in leichtsinnigem Uebermut bis hart an die Grenze des schicklichen geht, weht durch diese Schmarren und Märchen eine tiefe Güte für die menschliche Kreatur und ein starker Glaube an die Allgewalt und Herrlichkeit des Göttlichen rings um uns her. Dieses Göttliche verehete Mendès als rechter und echter Dichter; er war ein jenseitiger Priester Vans, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er nicht nur Aphrodite, sondern auch tausend Nymphen dampfende Märs errichtet. Mendès war einer der wenigen Franzosen, die für deutsches Wesen Interesse haben. Er kannte sogar die deutsche Literatur und er hat sogar ein deutsches Werk überlegt und zwar die „Götter“ von Adalbert von Schlegel. Mendès hat Deutschland bereist, hat sogar, wenn ich nicht irre, einige Zeit in Heidelberg verbracht. Er kannte Wien und Berlin und wußte, was für einen Pariser unendlich viel bedeutet, was die deutsche Kunst der Gegenwart will und erstrebt. Trotzdem blieb er dem deutschen Wesen und der deutschen Kunst eigentlich fremd und nur für einen, allerdings für einen der größten Deutschen, hat er sich mit der ganzen Behemung seines Wesens eingesetzt. Er war einer der ersten Vertinder Wagners in Frankreich. Sein Kampf für Wagner soll ihm in deutschen Landen unergessen bleiben. Mendès ist, da er Offizier der Ehrenlegion war, mit militärischen Ehren begraben worden. Weit schöner wäre es gewesen, wenn ihn Pariserinnen zu Grabe getragen hätten, wie Frauen weilsand dem Sänger Frauenlob das letzte Geheiß gaben. Und nicht eine Salve hätte über die offene Brust trafen dürfen, sondern einen Regen von Rosen hätte ich ihm als letzten Gruß dieser Erde gewünscht.

Berlin.

Dr. Adolph Lothar.